

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 1

Artikel: Im Fährhause [Schluss folgt]
Autor: Joachim, Joseph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Fährhause.

Von Joseph Joachim, Kestenholz.

Eine von Ost nach West sich hinziehende, weite Talebene. So ziemlich in der Mitte derselben ein breiter Fluß, der seine Wasser träge dahin schiebt, dem kaum einige Stunden entfernten Rheine zu.

Auf der Südseite des Flusses, dicht an dem mit mannigfachem Strauchwerk bewachsenen Ufer steht ein aus Holz und Nieg gebautes Häuschen. Das Erdgeschoß desselben ist zu Oekonomiezwecken eingerichtet; eine außen angebrachte hölzerne Treppe führt auf das Läubchen und zugleich zu dem auf nämlicher Höhe befindlichen Wohnungsteile empor. Von den Stuben- und Küchenfenstern aus läßt sich auf weite Entfernung die ganze Talandschaft sowie das jenseitige Flußufer bequem übersehen. Obgleich eine gute Viertelstunde entfernt, erscheint das an einen breiten bewaldeten Hügel sich lehrende, große Pfarrdorf mit seinem in der Sonne glitzernden Kirchturmhelme und den roten Ziegeldächern dem Auge sehr nahe.

Von dem Bauerndorfe her — nennen wir es Mattenried — führt über fetten Wiesengrund und fruchtbares Ackerlande ein breiter, bequemer Fußweg nach dem Fluße hin, wo in der unmittelbaren Nähe des einsam stehenden Häuschen sich eine zumeist von Fabrikarbeitern benutzte Drahtseilfähre befindet.

Die beiden letztern bilden die Tatorte unserer wahrhaften Geschichte.

Das war eines sonnigen Frühlingssonntages.

Vor dem Fährhäuschen, auf der sandigen Flur, spielte ein etwa siebenjähriges, bildhübsches Mädchen mit zwei jungen Bäcklein und gab ob deren possierlichen Sprüngen seine ausgelassene kindliche Freude kund. Das helle Lachen war dann und wann von dem einfältigen Bellen eines in der Nähe befindlichen weißen Spitzerhündchens begleitet.

Plötzlich jedoch fing das wachsame Tier an zu knurren, und die Kleine rief die Laubentstiege hinauf: „Mutter, es kommt schon wieder jemand!“ Aus dem Hausinnern antwortete eine wohlklingende weibliche Stimme: „Gleich, gleich!“ Und eine in Trauer gekleidete, kräftig gebaute, noch ziemlich frisch aussehende Frau kam eilig die Treppe herunter gestiegen.

Sie glaubte nämlich, der Ankömmling begehre das Fährboot zu benutzen.

Doch der große, hagere, schwarzbärtige Mann schüttelte auf ihre bezügliche Anfrage verneinend den Kopf, und begnügte sich damit, sein weibliches Gegenüber eine Weile seltsamen, forschenden Blickes anzustarren,

so daß jener darob wirklich bange zu werden begann. Endlich sagte er in fremdländischem, hochdeutschem Accent: „Bist du wirklich die Anny Schild? das heißt: ist das dein Mädchenname gewesen?“

„Ja,“ antwortete sie verwirrt, „doch warum fragt Ihr das?“

„Well, dann bin ich dein Bruder, dein Bruder Bill — wollte sagen Willem.“

„Wär's möglich, ist's möglich!“ rief die junge Frau höchlichst erstaunt und freudig erregt. „Wir hielten dich, da du so viele Jahre lang kein Lebenszeichen mehr von dir gegeben, für tot, jedermann hielt dich für längst tot,“ fuhr sie des lebhaftesten fort. „Ja, ja, jetzt erkenn' ich dich wieder — die Augen — die Nase — und an der Backe die haarichte Warze — du bist wirklich unser Willem, freilich um vieles verändert, begreiflich, nach den vielen Jahren . . . Sei mir herzlich willkommen, lieber Bruder, komm mit ins Haus! . . . Vorle, lug, Vorle, das ist dein Onkel, dein Onkel Willem! Reich' ihm hübsch das Händchen und gieb ihm einen Schmatz . . . Ach, sie getraut sich nicht, ist gegen unbekannte Leute so sehr scheu.“

„O das wird ihr schon vergehen, wir Beide werden schon Freunde werden, ich und du, hehehe! . . . Aber welch' ein hübsch Kind!“

„Und ach, schon vaterlos . . .“

„Ich hab's vernommen; unsere Käthi, bei welcher ich gestern übernachtete, hat mir davon erzählt, freilich nur in aller Kürze, denn ich war totmüde und schläfrig . . . Well, Schwester, das Klennen nützt nichts, damit kann Geschehenes halt nicht ungeschehen gemacht werden. Vielmehr heißt's jetzt Mut fassen, mit frischem, starkem Mut in die Zukunft blicken. Auch bist du noch jung und wohl erhalten, du kannst wieder heiraten.“

Gegen letztere Worte erhob die junge Frau energischen Protest. „Nein, nein!“ rief sie mit abwehrender Gebärde, „davon schweig nur! Denn solch einen guten, häuslichen und Freinen wie mein seliger Mann es gewesen, fänd' ich doch nimmer, auf der ganzen Welt nicht! Möcht's auch dem Kinde nicht zuleid' tun . . . Doch nun ins Haus, Bruder, ich geh' dir hurtig einen Kaffee bereiten; letzter Tage haben meine Hühner zu legen begonnen.“

In der Küche berichtete sie dem bei ihr weilenden Bruder unter vielfachen Seufzern und Tränen: „Ja mein guter, seliger Hansi — er war nicht der schönste und auch nicht der aufgeheitertste, wohl aber der beste Ehemann weit und breit; stets zu Hause weilend und nur ans Arbeiten und Erwerben sinnend. Und so genügsam und friedfertig. Und mußte, ach, so frühzeitig dahinsterven mitten im kräftigen Mannesalter.“

Ging in harter Winternacht an den Mühlebach einer Fischotter aufslauern, sprang dem angeschossenen Tiere nach ins eiskalte Wasser, kehrte erstarrt nach Haus zurück, kriegte den Schüttelfrost, und allen angewendeten Mitteln zum Trotz die Lungenentzündung. Der Doktor bot all' seine Kunst auf und ich selbst wich nicht mehr vom Krankenbett — vergeblich, am achten Tage schloß er für immer die Augen. . . O, ich kann mich schier nicht dreinschicken!" jammerte sie und ließ dabei beinahe die Milch überlaufen.

Bei Tische mußte auch Willem seine Geschichte erzählen.

Nach dem frühzeitigen Tode seiner Eltern, wanderte er, dem Beispiele mehrerer seiner Mitbürger folgend, nach Nordamerika aus, arbeitete abwechselungsweise als Ackerknecht, an Eisenbahnen und in Bergwerken, da und dort, in verschiedenen Staaten. Bis der Sezessionskrieg ausbrach; da ließ er sich verleiten, Handgeld zu nehmen, focht in einem Ohio-Infanterie-Regiment die ersten für die Nördlichen so unglücklichen Schlachten durch, geriet in Gefangenschaft, hatte mehrere Monate lang grausame Entbehrungen und Qualen zu erdulden. Endlich gelang es ihm zu entfliehen und er ließ sich zum zweiten Mal anwerben, diesmal bei der Reiterei. Bei einem Gefecht erhielt er in den Arm einen Säbelhieb, ins Bein eine „maledeite“ Büchsenkugel, lag längere Zeit im Lazaret. Die Säbelwunde heilte glücklich, die Kugel jedoch schleppte er jetzt noch mit im Unterschenkel herum. Darum sein etwas hinkender Gang, sowie bei drohender schlechter Witterung der stechende Schmerz in der Wade.

Nach Beendigung des Krieges nahm der mit einer kleinen lebenslänglichen Pension bedachte noch sehr junge Veteran leichte Arbeit bei Farmern, bis ihn auf einmal eine gewaltige Sehnsucht nach seiner lieben Heimat anwandelte, nach seinen Geschwistern, Verwandten und ehemaligen Freunden.

„Und nun?“ forschte seine Schwester, „was gedenkst du anzufangen?“

„Weiß noch nicht.“

„Bleibe bei mir, Willem!“

„Bei dir?“

„Ei ja. Hast keine schwere Arbeit zu verrichten, bloß den Fährdienst zu besorgen. Und der lernt sich sehr leicht.“

„O gewiß. Wird wohl keine große Kunst sein.“

„Freilich die Fischerei . . .“

„Was ist mit der Fischerei?“

„Mein seliger Mann trieb neben seinem Fährdienst das Fischen; hatte den Fluß auf eine weite Strecke gepachtet, desgleichen die beiden Nebenbäche; verdiente sich damit ein schön Stück Geld. Denn an Absatz

fehlte es ihm nimmer, die Pfarr- und Gasthäuser ringsum, in der Nähe das Amtstädtchen mit etlichen vornehmen Rüchen und dort drüben bei Burweiler das Schloß Hohensfels, nämlich zur Sommerszeit, wenn die Herrschaft drin ist."

Willem schob sich einen „Schick“ Tabak in den Mund und meinte voller Zuversicht: „O das Fischen versteh' ich auch, pok Blik.“ Meister Schwinhardt's Farm grenzte an den Black-River und des Sonntags fehlte die Fischplatte niemals auf dem Tisch. „Du wirst sehen, Anny, und dich verwundern.“

Frau Anny führte ihren Bruder in den zwar nicht sehr großen, aber äußerst reinlich gehaltenen Wohnungsräumen herum, stieg hernach mit ihm die Treppe hinunter, um ihm auch ihren Ziegenstall, die Vorratsschuppen, sowie das Bier- und Krautgärtchen und die von ihrem seligen Mann mit eigener Hand gepflanzten jungen Obstbäume zu zeigen, den Ziehbrunnen und den kleinen Hühnerhof.

„Das ist ja ein recht nettes Home!“ meinte der Veteran mit aufrichtiger Miene, „fehlt nur noch ein Bienenstand, laß' das meine Sorge sein!“

Klein Lorle, welche einen kleinen Ausflug dem Flußufer entlang unternommen hatte, kehrte, von „Spiz“ begleitet und laut trällernd, nach Hause zurück. „Guck, Mutter,“ jubelte sie, „diese zierlichen Schneckenhäuschen! Und hier der herrliche Blumenstrauß, siehst? Und bald hätt' ich einen prächtigen Sommervogel ¹⁾ gefangen gehabt, aber wart' er nur, morgen muß er doch mein werden, gewiß! Und der Spiz hat im Busch einen Igel aufgespürt, wagte ihn aber der spizigen Stacheln wegen nicht anzugreifen, sondern tat nur immer so zornig bellen; o, das war so lustig zu sehen!“

„Ach,“ klagte die trauernde Witwe, nachdem die glückliche Kleine sich mit ihren Schätzen entfernt hatte, „die mag noch singen und lachen . . . doch was will man sagen, ist halt noch ein Kind, vermag den Verlust ihres Vaters nicht einzusehen. Wir waren in diesem Alter wohl auch nicht anders.“

„Da hast du Recht. Gönnen wir dem Kinde die sorglose Fröhlichkeit. Das sind ja des Menschen einzige wahrhaft glückliche Jahre!“

Willem Schild blieb fortan bei seiner Schwester Anny wohnen. Nun hatte diese doch wieder einen männlichen Beschützer im Hause, der außerdem den Fährdienst versah zu männiglicher Zufriedenheit. Auch bezüglich des Fischfanges erwies er sich bald beinahe ebenso geschickt wie

¹⁾ Schmetterling.



„Spielkähchen.“

Nach einem Gemälde von B. Vautier. Photographie u. Verlag von Franz Hanfstengel, München.

sein verstorbener Schwager. Frau Anny freute sich dieses Umstandes sehr und unterließ es nicht, ihrem Bruder die vortrefflichen Dienste durch gute Pflege und anerkennende Worte zu vergelten.

Bloß in einem Punkte unterschied sich der neue Fährmann von seinem dahingeshiedenen Vorgänger. Er liebte das Gläschen, das er sich drüben in der neuen Welt, besonders im Sezessionskriege angewöhnt hatte. Und seine Schwester konnte und wollte ihm es nicht versagen, zumal, wie sie bald herausgefunden hatte, der sonst so einsilbige, trockene Mann, wenn er am Gläschen gerochen, in aufgeräumte, redselige Stimmung geriet.

Inzwischen war der Zeitpunkt gekommen, da Lorle in die Anfangsschule treten sollte, für das in der Einsamkeit aufgewachsene scheue Kind, das sozusagen noch nie das Dorf betreten hatte, eine harte Aufgabe. Es ging nicht anders, Mutter Anny mußte die Kleine zur betreffenden Stunde hinbegleiten und dieselbe dem Lehrer zur gütigen Nachsicht empfehlen.

Eines Morgens zeigte sich das Feld infolge stattgefundener heftiger Regengüsse und Austretens des sogenannten Grienbaches, auf weite Strecken unter Wasser gesetzt. Onkel Willem zog seine hohen Stiefel an, nahm die Kleine auf seine kräftigen Arme und trug sie bis zu den ersten Häusern des Dorfes. Und das dünkte Lorle so lustig; zutraulich schlang sie ihre weichen, drallen Ärmchen um seinen Hals und lachte beinahe in einem fort. Denn bereits waren die Beiden wirklich gute, ja sogar dicke Freunde geworden. Er schnitzelte ihr zierliche, hölzerne Puppen und erzählte in seinen Mußestunden wundersame Märchen, denen zu lauschen sie nicht müde werden konnte. „Unggle“ galt in ihren Augen als der beste und zugleich gelehrteste Mensch der Welt, während — es war beinahe komisch zu sehen — der große, rauhbärtige Mann sich stundenlang in der Gesellschaft des unwissenden, naiven Plappermäulchens verweilen, ja sogar an dessen kindischen Spielen sich beteiligen konnte; selbst den ihm von Frau Anny freigegebenen Sonntag Nachmittag, an welchem ihm doch drüben im Dorfe ganz andere Freuden winkten, brachte er zumeist seinem lieben, „kleinen Schätzchen“ zum Opfer.

In der Schule zeigte Lorle weder bedeutende Intelligenz, noch besondere Lernbegierde, und legte fortwährend, selbst dem ihr freundlich begegnenden Lehrer gegenüber, ein zaghaftes, zurückhaltendes Wesen an den Tag, das sie erst ablegte, wenn sie sich wieder auf dem Grienwege im freien Felde befand. Da mußte man die freudigen Sprünge sehen und den Jubel hören, den mutwilligen, hohen, hellen Sang.

Seines überaus scheuen Charakters wegen hatte das junge Mädchen seitens der Mitschüler vielen Spott zu erleiden, was dasselbe veranlaßte,

die Dorfleute, klein und groß, nur noch strenger zu meiden; alle bis auf des Feldhöfers Ferdi . . . Der Belghof lag ziemlich abseits vom Dorfe und zwar an dem Feldsträßchen, das, sich nach und nach verschmälernd, in direkter Richtung nach der Flußfähre hinführte. Also hatte der um etwa zwei Jahre ältere, sehr gutmütig geartete Großbauernsohn mit Lorle denselben Weg zur Schule zu gehen und genoß die Gunst, daß die Kleine oftmals seine Begleitung und seinen wirksamen Schutz gegen verfolgungssüchtige, lose Buben sich gefallen ließ. Manchmal aber und zu seinem großen Verdruß, lief die kleine Hummel ihm plötzlich davon und jauchzte dann aus der Ferne wie zum Spott.

Am liebsten weilte Lorle zu Hause, wo ihre Hauptbeschäftigung darin bestand, die Ziegen zu weiden oder für dieselben dem buschbewachsenen Flußufer entlang Grünfutter zu sammeln, Hasel- und Erlenzweige, Gras und Schilf. Oder sie durfte den lieben Onkel auf den Fischfang begleiten, wobei er ihr im Flüstertone oft seltsame Märchen erzählte. Wie groß war ihre Freude bei jedem glücklichen Zug mit dem Streichneze, wie laut der Jubel, wenn ein glänzender Edelfisch an der Angel zappelte.

(Schluß folgt.)

Sprüche von Goethe.

Von Natur besitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend,
Keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte.

* * *
Keine Neigung ist an sich gut, sondern nur, insofern sie etwas Gutes wirkt.

* * *
Die Leidenschaften sind Mängel, oder Tugenden, nur gesteigerte.

* * *
Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären.

Zu unserm Bilde: **Spielfäßchen** von Benjamin Vautier (geb. 1829 in Morges, Kt. Waadt.) Das wahr empfundene Genre-Bildchen unseres schweizerischen, vor zwei Jahren verstorbenen Künstlers, der so gerne fröhliche und ernste Geschehnisse aus dem Volksleben schildert, gehört zu den weniger bekannten; allein es vereinigt alle Vorzüge der Vautier'schen Darstellung in sich: den stillen Augenblick, in welchem sich ein Mensch in voller Unbefangenheit zeigt, liebliche Beziehung zu einem andern Wesen, vornehme Anmut und sichere Zeichnung. Statt der stimmungsvollen Farbengebung können wir in unserem Bildchen allerdings nur die feine Lichtverteilung wahrnehmen und uns daran erfreuen.